

Ruth Gogoll

Variationen zum Thema: »Wie sag' ich's meiner Therapeutin?«

1. Szene

Ich komme zur Tür herein und bleibe dort stehen. Ich lasse sie sich setzen. Sie blickt fragend auf.

»Wollen Sie sich nicht setzen?« Ihr Blick zeigt, daß sie erwartet, ich würde es tun, sich aber auch fragt, warum ich dort stehen geblieben bin, was ich sonst noch nie getan habe.

»Doch, schon.« Ich merke, wie zögernd meine Antwort klingt. Was soll ich jetzt nur sagen? Ich fühle mich der Situation in keiner Weise gewachsen, obwohl ich sie selbst heraufbeschworen habe. Aber jetzt kann und vor allen Dingen will ich nicht mehr zurück. Ein zweites Mal werde ich es nicht schaffen, mich zu überwinden. Und dann? Was soll ich dann tun? Ich muß das Thema zur Sprache bringen – in meinem eigenen Interesse. Ich räuspere mich. Meine Stimme klingt immer noch nicht besonders selbstbewußt.

»Ich – ich möchte Ihnen etwas sagen. Ich drücke mich schon die ganze Zeit darum herum.«

Sie blickt immer noch mit dem gleichen interessierten Gesichtsausdruck zu mir auf, mit dem sie mein Zögern an der Tür kommentiert hatte. Sie blickt zu mir auf . . . Mir wird bewußt, daß ich

das noch nie hatte, weder in einer konkreten Situation noch im übertragenen Sinne. Irgendwie habe ich bislang die Welt immer aus der Froschperspektive betrachtet. Kein Wunder, daß andere mich dann auch immer wie einen Frosch behandelt haben: von oben herab im wahrsten Sinne des Wortes. Das soll sich ändern. Und dies ist der erste Schritt.

»Sie werden es vielleicht lächerlich finden oder mich dann ablehnen.« Daß ich meine Ängste ihr gegenüber ausspreche, macht sie greifbar und weniger bedrohlich. Fast schon schleicht sich ein leichtes Lächeln in meinen Kopf ein. Warum eigentlich sollte sie das?

»Warum sollte ich das tun?« Sie spricht es aus – sie spricht es tatsächlich fast so aus, wie ich es mir gedacht hatte!

»Nun ... ja, ... ich weiß auch nicht.« Ich zögere immer noch. Ich stoppe. »Weil ich lesbisch bin!« Jetzt ist es doch herausgekommen wie ein Fanfarenstoß. Genau das, was ich vermeiden wollte! Sie wird denken, ich bin stolz darauf – ich will es zu Markte tragen oder irgend so was Ähnliches! Und? Was ist daran so falsch? Schäme ich mich etwa, lesbisch zu sein, Frauen zu lieben, zu begehren, das Zusammensein mit ihnen zu genießen? Nein! So nicht!

»Ist das ein Problem für Sie? Möchten Sie darüber reden?« Sie lächelt. Nur in den Mundwinkeln. Wie die Mona Lisa. Sie sieht mich im Türrahmen wieder zusammensinken, nachdem ich mich zuvor gerade innerlich aufgerichtet hatte. Nimmt sie mich etwa nicht ernst? Ich habe es ja gewußt! Sie wird mich darauf festnageln! Wird sie das? Hat sie das? Hat sie es überhaupt nur angedeutet? Hat sie mich nicht immer im gleichen Ton gefragt, wie es mir ergangen ist und worüber ich reden wollte?

»Ja ... nein – ich meine, ja ...« So herumzustottern bringt nun wirklich nichts. Ich raffe mich auf und gehe zu »meinem« Sessel. Ich lasse mich hineinfallen und schlage die Beine übereinander.

Scheiße! Schon wieder falsch – von ihr weg! Ich korrigiere mich rasch. Sie hat es sicher bemerkt. Sie sagt nichts. Sie hebt die Augenbrauen in einer fragenden Geste. Ich werde nervös. Mir bricht der Schweiß aus. Ich merke, wie meine Hände feucht und kalt werden.

»Ich meine: Nein, es ist kein Problem für mich und ja, ich möchte darüber reden. Aber nicht als Problem eben.« Ich verhaspele mich schon wieder. »Ich denke, es ist nicht richtig – und auch Ihnen gegenüber nicht fair –, wenn ich eine so wichtige Tatsache verschweige. Zumal wir ja eh darauf gekommen wären im Laufe unserer Gespräche. Ich meine, es hat schließlich auch eine Bedeutung . . .« Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Geht das schon wieder in die falsche Richtung? Ich weiß nicht mehr weiter. Sie lacht offen und angenehm freundlich.

»Sie meinen, Sie wollten sich nicht kalt erwischen lassen?« Ihr Lächeln hat fast etwas Spitzbübisches. Darf sie das? Als Therapeutin? Ich bin irritiert und reagiere leicht verschnupft. Mein Gesichtsausdruck drückt etwas von beidem aus. Sie wird wieder ernst, läßt ihr Lächeln langsam in einen etwas »therapeutischeren« Gesichtsausdruck übergehen.

»Könnten Sie mir etwas über die Bedeutung des Lesbischseins in Ihrem Leben sagen?« Sie macht eine kleine Pause. »Oder möchten Sie das nicht?« Ihre Frage enthält keinen Vorwurf, keine direkte Aufforderung zum Reden. Sie wartet.

»Doch. Ich will ja gar nicht . . .« Mir gehen schon wieder die Worte aus. »Ich glaube, ich weiß es nicht so genau. Wahrscheinlich ist es deshalb so schwierig.« Wie von selbst haben sich die Worte aus meinem Kopf, aus meinem Mund gestohlen. Ich höre mir selbst zu wie einer Fremden. Es ist so. Ist es so?

2. Szene

Ich stehe neben ihr. Sie deutet mit einer Handbewegung an, daß ich an ihr vorbei den Raum betreten soll. Ich zögere in Erwartung dessen, was ich vor mir habe. Dann gebe ich mir einen unmerklichen Ruck und gehe durch die Tür. Ich setze mich. Sie setzt sich ebenfalls und eine kleine Pause tritt ein. Die Stille erfüllt den Raum. Matte Außengeräusche dringen durch Wand und Fenster. Ich muß grinsend, weil ich an die Formulierung vom Freitag denken muß. Sie schaut mich an.

»Ihnen geht es gut, wie ich sehe«, sagt sie ohne jeden ironischen Tonfall, aber mit einem leichten Lächeln auf den Lippen.

Ich blicke erschrocken hoch. Dann kommt das Grinsen wieder.
»Nicht direkt.«

»Aber indirekt?« Ihre Frage trifft mich genau auf den Punkt. Ja, wenn ich an Freitag denke, an die herrliche Stimmung, an die anderen Lesben in der Gruppe, besonders an einige, an die Hoffnung auf Wiederholung am nächsten Freitag, dann geht es mir gut. Ich freue mich schließlich die ganze Woche darauf.

»Ich bin aus Madagaskar und sie nicht«, sage ich plötzlich. Ich halte mir die Hand vor den Mund, aber es ist zu spät. Die Erinnerung an Freitag hat mich reingelegt. Ich merke, wie ich innerlich anfangen zu zittern. Sie muß ja danach fragen!

Sie setzt ihren interessierten therapeutischen Blick auf. Ihre Patientinnen erzählen ihr so viel, was sie nicht versteht, und auch weder verstehen können noch erlebt haben muß. Wie soll sie da eine solche Bemerkung aus der Ruhe bringen? »Wie meinen sie das? Sind sie in Madagaskar geboren?«

Jetzt muß ich doch lachen. Einmal hat es etwas Gutes, daß die Bedeutung des Namens so wenig erkennbar ist. Sonst stiftet es ja eher Verwirrung. Aber die Angst kriecht schon wieder meinen Hinterkopf hoch. Ich kann nicht mehr zurück! Doch – natürlich. Ich könnte mich einfach weigern, ihr zu antworten. Einfach so tun, als wäre es eine dumme, zufällige Bemerkung gewesen. Sie wird es nicht glauben, aber sie ist noch nie in mich gedrungen, wenn ich nicht reden wollte. Aber ich will ja reden! Ich muß reden! Sonst werde ich verrückt. Oder bin ich's schon?

»Es ist ein –« Ich breche ab. Es ist zu schwer. Dann fällt mir Hannis Bemerkung wieder ein. Hanni, die sich immer so gern versteckt und »tarnt«, sogar hinter ihren Locken. Aber tue ich das nicht auch? Immerhin sind meine Locken echt, ihre nicht! Ich trotz dem Schicksal, will mich herauswinden. Aber das geht nicht. Ich kann den Mißerfolg der Therapie jetzt schon voraussehen, wenn ich nicht ehrlich bin. Besonders in dieser Beziehung. Die mir so wichtig und gleichzeitig so schwierig ist, daß ich noch nicht einmal das Wort aussprechen kann. Es noch nicht einmal mag, das Wort. Ich identifiziere mich nicht damit. Warum eigentlich nicht. Was hat Ruth mich letztens gefragt? »Bist du nicht gern lesbisch?« Doch! Doch, ganz sicher! Es ist die einzige Lebensform, die ich mir für mich vorstellen kann. Ja, aber . . . Eben da ist es: ja, aber . . . Die-

ses ›Ja, aber . . .‹ zieht sich durch mein ganzes Leben. Ich tue etwas – ja –, aber ich stehe nicht dazu.

Ich räuspere mich. Ich huste. Ich werde den Satz jetzt zu Ende sprechen. Ich sage es mir im Kopf immer wieder wie ein Mantra vor. Ich öffne den Mund und schließe ihn wieder. Ich habe das Sprechen verlernt. Ich weiß gar nicht mehr, wie das geht. Mir ist die Technik abhanden gekommen!

Ich blicke hoch. Direkt in ihr Gesicht. Sie hat den Kopf leicht geneigt. Sie wartet schon eine Weile auf die Antwort. Ich räuspere mich noch einmal.

»Es ist ein . . . Codewort.« Das hört sich ja noch nicht so schlimm an. Eher wie morsen, wie Geheimdienst, wie Krimi. Aber ich werde es ihr erklären müssen. Und dann hat es gar nichts krimimäßiges mehr. Sondern etwas sehr Konkretes.

»Ich – also – na ja, ich bin in einer Gruppe, und die heißt ›Madagaskar‹.« Reicht das? Ich blicke scheu von unten zu ihr hinüber. Natürlich nicht! Wie sollte es auch? Das sagt ihr gar nichts. Sie weiß noch immer nicht, um was es geht. »Wir treffen uns jede Woche freitags abends im Frauenzentrum.« Das ist ja eigentlich noch nicht so schlimm, oder? Frauen sind wir ja schließlich alle. Sie auch, nicht wahr? Sie sagt immer noch nichts. Sie bemerkt meine Unsicherheit, aber sie zwingt mich zu nichts. So, wie sie da sitzt, könnte sie auch genausogut sagen: ›Sie müssen es nicht erzählen, wenn Sie nicht wollen.‹ Ihre Körpersprache ist leicht zu übersetzen. Aber ich will ja! Am liebsten würde ich es hinausschreien. Ich will ja! Bitte helft mir doch! Helft mir doch alle! Wie soll ich es allein denn nur schaffen?

Aber ich bin ja nicht allein. Ich habe die anderen. Ich habe sie. Und ich habe mich! Das ist das Entscheidende!

»Ich bin . . . Es ist eine Gruppe von Frauen.« Dumm! Was sollte es wohl anderes sein? Im Frauenzentrum.

»Nein, das ist es nicht.« Meine Stimme wird lauter, fester. Ganz im Gegensatz zu meinen Empfindungen, die meine Knie zu Gummi werden lassen. Ich würde umfallen, wenn ich nicht säße. Ich habe das Gefühl, ich schreie schon fast. Dennoch klingt meine Stimme zittrig. »Es ist eine Lesbengruppe.« Ich schaue auf den Boden. »Lesben über 30«, füge ich noch leise hinzu. Das ist wohl kaum relevant. Das macht für sie sicher keinen Unterschied. Ich

sehe das Muster des Teppichs vor mir. Rot und blau. Ein Perser wahrscheinlich.

»Ihre Freundinnen?« Sie reagiert nicht auf das Wort. Sie nimmt es gar nicht wahr. Sie macht weder einen besonders überraschten noch einen schockierten Eindruck. Sie macht einfach weiter wie immer. Wie wenn ich erzählt hätte, ich habe einen Kater, und sie fragt, »Sie mögen Katzen?«

»Nicht alle«, sage ich schnell. »Ich habe nur mit einigen . . .« Oh Scheiße! Das wollte sie doch gar nicht wissen! Ich bin in meine eigene Falle getappt! Ich laufe an wie ein Granatapfel. Ich merke es. Die Hitze steigt bis über meinen Scheitel hinaus. »Ich meine, ich bin –, wir sind . . . Es sind Paare dabei und einzelne Frauen. Wir treffen uns hauptsächlich zum Reden.« Mir ist ganz schwindelig. Am liebsten würde ich mich stundenlang rechtfertigen. Wozu? Wozu? Was habe ich zu rechtfertigen? Die Heteros tun das doch auch nicht.

»Wie lange sind Sie schon in der Gruppe?« Sie schwenkt nicht auf meine Linie ein. Sie sieht mich nicht anders an als vorher.

Ich schlucke, räuspere mich, spüre den Frosch im Hals. »Fast von Anfang an. Seit 3 Jahren etwa.«

»Und was für eine Bedeutung hat das für Sie?«

»Das ist schwer zu sagen. Ich bin ja eher zufällig dort gelandet.« Ich erinnere mich und muß lächeln.

Sie lächelt auch. »Aber Sie sind nicht zufällig 3 Jahre lang dabei geblieben.«

Ich schaue sie jetzt ernst an. »Nein, das nicht. Ich hätte jederzeit gehen können.«

»Und haben sich dafür entschieden zu bleiben.«

Ja, denke ich. Genauso, wie ich mich dafür entschieden habe, hier bei dir zu bleiben und nicht zu einer anderen zu gehen. Vielleicht war es eine gute Entscheidung. Vielleicht waren beide Entscheidungen gut.

3. Szene

Sie kommt zur Tür herein. Sie setzt sich. Wie immer mit überkreuzten Beinen, die Hände ohne festen Platz zwischen Luft und

Bauch. Sie spielt mit den Fingern in den Fransen ihres Schals. Ich habe das Gefühl, sie will mir etwas sagen, aber sie traut sich nicht. Das Gefühl hatte ich schon oft und bei vielen Patientinnen. Es ist das Normale. Und besonders am Anfang. Deshalb kommen sie ja zu mir. Aber bei ihr ist es etwas anderes. Natürlich haben alle Hemmungen. Oft dauert es sehr lange, bis sie sich mir öffnen. Manchmal geschieht es nie. Manche brechen die Therapie deswegen ab. Ich tue das von mir aus niemals. Ich möchte ja schließlich helfen. Es wäre absurd, ihnen die Möglichkeit dazu zu nehmen. Aber oft ist es so schwierig, Verständnis zu vermitteln, wenn ich nicht darüber reden darf. Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis –. Schon im Studium habe ich das gehaßt. Aber ich weiß, daß es notwendig ist. Ich kann nicht mit meinen Patientinnen die Methode diskutieren. Das führt zu nichts. Sie wollen Unterstützung von mir, Sicherheit, keine Verwirrung. Das ist es ja, was sie hierher treibt. Ich bin dazu da, Lösungen anzubieten, sie zu ihren eigenen Lösungen hinzuführen. Meine eigenen Probleme oder Überlegungen darf ich nur äußern, wenn sie im Dienste der Sache stehen und nicht zu viel persönliche Betroffenheit offenbaren. Die analytische Methode ist nicht gemacht für Betroffenheit.

Sie sitzt immer noch da. Ich habe nichts gesagt. Sie auch nicht. Und doch will sie etwas sagen. Wenn ich nur wüßte, was es ist. Mir scheint, wenn ich sie mit den üblichen Begrüßungsfragen um Auskunft bitte, landen wir immer bei etwas anderem. In den letzten Sitzungen war das zumindest so. Aber ich kann sie nicht direkt fragen. Wenn ich irgendeine Vermutung in eine bestimmte Richtung äußere, werde ich sie manipulieren. Das will ich nicht. Sie ist sehr höflich und immer bemüht, meinen Erwartungen gerecht zu werden, auch wenn sie sich ganz etwas anderes vorgenommen hat. Das ist Teil ihres Problems. Sie reflektiert die Erwartungen ihrer Umwelt in extremer Weise. Ich kann mir vorstellen, daß sie erhebliche Probleme damit hat. Denn die wenigsten sind sich ihrer Erwartungen anderen gegenüber völlig bewußt. Wird eine Erwartung, derer sich jemand aus guten Gründen nicht bewußt ist, unerwartet erfüllt, entsteht ein Rechtfertigungsdruck, der auf sie zurückfällt. Oh je! Ich möchte nicht in ihrer Haut stecken!

Ich betrachte sie näher. Sie interessiert mich. Sie hat mich vom ersten Augenblick an interessiert. Mehr als andere Patientinnen.

Sie hat etwas Besonderes. Eine Ausstrahlung, die schwer zu beschreiben ist, die sofort für sie einnimmt. Wahrscheinlich werden die meisten Leute sie auf Anhieb mögen. Merkwürdig – die meisten meiner Patientinnen haben das umgekehrte Problem. Überhaupt wird das sicher gar nicht als Problem wahrgenommen. Wie kann es jemand ablehnen, gemocht zu werden? Aber was ist die Kehrseite der Medaille? Welche Erwartungen knüpfen sich daran? »Wenn ich dich mag, mußt du mich auch mögen?« Ist es nicht immer so?

Sie spricht ja nicht über ihre Beziehungen. Obwohl ich genau weiß, daß eine Frau wie sie nicht allein ist. Aber sie will nichts dazu sagen. Als ob es ihr unangenehm wäre. Jetzt verlagert sie ihr Gewicht ein wenig im Sessel. Ich habe sie arg schmorn lassen. Meine Gedanken haben mich zu sehr beschäftigt. Ich nicke ihr freundlich zu.

»Wie geht es Ihnen? Möchten Sie über irgend etwas Bestimmtes reden?« Vielleicht kommt sie doch einmal mit dem, was sie wirklich beschäftigt. Sie rückt unruhig hin und her.

»Ich habe Ihnen letzte Woche von meinen Freundinnen erzählt.«

Ja, das hat sie. Und ich habe durchaus wahrgenommen, daß sie nur von Freundinnen gesprochen hat und nicht allgemein von Freunden. Fällt ihr das so schwer? Ich muß überlegen. Als ich letzte Woche nach der Stunde darüber nachdachte, was sie mir erzählt hatte, ist mir der Gedanke gekommen, daß sie vielleicht lesbisch sein könnte. Und ich habe über meine eigenen Klischees im Kopf gelacht, weil ich sofort dachte, sie sieht gar nicht so aus. Wie sieht denn eine Lesbe aus? Ich hatte schon mehr als eine in der Therapie, und sie waren alle verschieden. Natürlich, denn sie sind Individuen wie alle anderen auch. Fast hätte ich jetzt wieder den Kopf über mich selbst geschüttelt. Aber sie haben alle ein Problem damit. Als ob die Welt unterginge, wenn sie es mir sagen. Es gibt Vergewaltiger, die in Therapie sind, die erzählen, was sie getan haben. Und diese Frauen – nein, Lesben – meinen, sie könnten eine Reaktion auslösen, die sie aus dem Zimmer fegt? Dies ist ein abgeschlossener Raum, nicht die Gesellschaft, die sie diskriminiert. Was mir wohl bewußt ist. Dieser Raum ist ein Sicherheitsfaktor, ein Freiraum. Wie soll ich ihr das sagen? Sie sitzt immer noch da und traut sich nicht.

»Ihre Freundinnen – Sie mögen sie sehr, nicht wahr?« Vielleicht merkt sie mein Interesse, meine Sympathie.

Sie wundert sich offensichtlich etwas über die Frage. Aber sie antwortet.

»Ja, sehr.«

Schluß. Das war schon zu viel. Ich hätte sie doch nicht fragen sollen. Aber jetzt habe ich einmal angefangen.

»Wenn Sie nicht darüber reden möchten, brauchen Sie das auch nicht. Das wissen Sie.« Sie muß von selber kommen.

Sie wartet ein wenig, schluckt. »Doch –. Ich meine, ich weiß, daß ich das nicht brauche. Es hat etwas damit zu tun, daß es da etwas gibt, das ich Ihnen noch nicht gesagt habe.« Puh! – Ich sehe ihr die Anstrengung an.

»Und das hat mit ihren Freundinnen zu tun?«

»Na ja, mit ihnen und mit mir. Wir sind . . ., ich bin . . .« Sie holt tief Luft. »Wir lieben alle Frauen.«

Ich weiß, daß es das Falscheste ist, was ich tun kann, aber ich muß lachen. »Wirklich alle Frauen? Da müssen Sie aber sehr tolerant sein!«

Sie stutzt. Das hat sie nicht erwartet. Sie lächelt scheu. Sie hat ein wunderbares Lächeln. Ich bin überzeugt, daß alle Frauen sie lieben.

»Entschuldigen Sie bitte. Ich wollte mich nicht über Sie lustig machen. Sie meinen, Sie lieben Frauen statt Männer? Das heißt: Sie und Ihre Freundinnen sind lesbisch?« Jetzt ist es ja ohnehin raus. Was für ein Problem!

»Ja.« Sie sagt es sehr leise. Ich glaube, das ist reichlich genug für heute.

»Gut.« Ich denke, wir sollten nicht mehr allzulange darauf herumhacken. »Und was möchten Sie mir erzählen?«

Sie blickt wieder hoch. Das Gewitter hat nicht stattgefunden. Sie muß erst einmal den Regenschirm wieder zuklappen. »Eigentlich . . . Ich weiß nicht genau.«

»Dann machen wir doch einfach da weiter, wo wir letztes Mal aufgehört haben. Können Sie sich daran noch erinnern? Ich glaube, es ging um Ihre Mutter.«

4. Szene

Sie hatte sich fest vorgenommen, es ihrer Therapeutin heute zu sagen. Sie konnte es nicht mehr länger hinausschieben, egal, wie die Reaktion ausfallen würde. Den ganzen Morgen hatte sie geübt, »dieses Wort« zu vermeiden, und trotzdem zu sagen, was zu sagen sie sich bislang nicht getraut hatte.

Was ist das für ein merkwürdiges Gefühl? dachte sie. Ich bin doch eine erwachsene Frau, eine Frau von fünfunddreißig Jahren, die einiges im Leben hinter sich hat. Mich sollte so leicht nichts mehr erschüttern. Und doch tut es das. Und wie!

Und vor allen Dingen was! Eine Tatsache, mit der ich seit fast der Hälfte meiner Jahre lebe. Die mir durchaus Freude bereitet, die mir einen Weg öffnet – was heißt hier: einen? Viele! –, der anderen immer verschlossen bleiben wird, sei es, weil sie nicht wollen, sei es, weil sie nicht anders können.

Ich kann, ich darf, ich will Frauen lieben. Ich bin etwas Besonderes. Und doch . . . Trotzdem – oder gerade deshalb? Diese Unsicherheit. Dieses Sich-wie-hinter-einem-Vorhang-fühlen-und-die-anderen-beobachten, als ob ich etwas von ihnen lernen könnte. Wenn jemand etwas von einem/einer anderen lernen kann, dann doch sie von mir – und nicht umgekehrt!

Aber was sollen diese ganzen Überlegungen jetzt? Während ich vor dem Fahrstuhl stehe und darauf warte, daß das summende Geräusch in ein pfeifendes übergeht, daß die Kabine abfedert wie eine Sportlerin vor dem Sprung, daß sich die Türen leise aneinanderreibend öffnen und mein Kopf platzt, weil mir der Hals wie mit einem Wäscheseil zugeschnürt ist.

Sie betrat die Fahrstuhlkabine mit den gleichen gemischten Gefühlen, die sie auf allen Unternehmungen begleiteten, die irgend etwas mit ihr selbst zu tun hatten. Mit Verantwortung und Selbstachtung, mit Wissen und Können. Ein Wissen um und ein Nichtglauben-können an Macht, an die eigene Macht, über sich selbst und andere. Außer an die Macht des Schicksals vielleicht, dieses unpersönliche Etwas, das zwar schon Verdi wunderbar in Töne umgesetzt hatte, aber auch nicht greifbar machen konnte. Ein Unterdrückungsinstrument par excellence. Weshalb es ja auch oft und gern zu erzieherischen Zwecken eingesetzt wurde.

Die Lifttüren öffneten sich wieder. Die pneumatische Sauganlage hinterließ kein Echo in der stillen, teppichbodengedämpften Atmosphäre. Ihre Therapeutin kam wie immer maßvoll lächelnd auf sie zu. Die Enge ihres Halses nahm bedrohliche Ausmaße an. So mußte es sich anfühlen, wenn Erhängte kurz vor dem Tode noch einmal die Augen aufschlugen.

Sie nahm die ausgestreckte Hand wahr, ihre eigene legte sich selbsttätig hinein. Kein Druck, nur eine kurze Berührung, dann zog sie sie zurück. Sie hörte die Begrüßung wie durch einen rauschenden Wasserfall vor ihrem Gesicht. Sie wiederholte sich in Gedanken immer wieder zwei Worte. Beziehung – Frauen – Beziehung – Frauen – Beziehung – Frauen – . . . Die Worte setzten sich unwillkürlich zu einem zusammen. Beziehungsfrauen. Nein, umgekehrt! Frauenbeziehungen. Beziehungsfrauen – Frauenbeziehungen. Was sollte das jetzt? Sie hatte sich doch ihre Sätze so gut überlegt. Daran konnte sie jetzt nichts mehr ändern! Es würde ihr schon schwer genug fallen, die auswendig gelernten Satzketten hervorzubringen. Sie zu gebären wie eine unwillige Mutter.

Sie hatte nicht einmal bemerkt, daß sie ihrer Therapeutin in den Raum gefolgt war, in dem üblicherweise ihre Gespräche stattfanden. Sie saßen schon. Wie bei einer wohlgezogenen Teeparty. Mit gebührendem Abstand, aber doch nicht so weit weg, daß man sich nicht unterhalten konnte. Nur die Distanz, die konnte man mühelos wahren, wie es sich in einer gutbürgerlichen Umgebung gehört, wie es alle von mir erwarten. Warum tue ich immer alles, was »alle« von mir erwarten? Bin ich ein Kind? Unmündig? Entscheidungsunfähig?

Nichts konnte so enervierend sein wie eine solch brüllende Stille, das merkte sie jetzt, wenn auch nicht zum ersten Mal. Sie räusperte sich. Nein, sie versuchte, sich zu räuspern. Nicht einmal das brachte sie zustande.

»Dieses Aprilwetter ist nicht sehr angenehm, nicht wahr?« sagte jetzt ihre Therapeutin. »Da holt man sich leicht eine Erkältung.«

Eine Erkältung? Was wollte sie denn damit sagen? Ich bin doch gar nicht –. Und was interessiert mich das Wetter, ob April oder Dezember? Oh ja, natürlich, sie will es mir erleichtern, einen Einstieg zu finden. Und natürlich bietet sich da nichts so naheliegend an wie das Wetter! Ich hatte jahrelang Probleme, mich mit Leuten

über das Wetter zu unterhalten. Ich hatte den Eindruck, das sei ein verbotenes Thema. Wahrscheinlich ein weiteres subtiles Erfolgsmerkmal meiner Erziehung. Bis ich einmal hörte, es sei das Normalste von der Welt, sich über das Wetter zu unterhalten. Und ich kann es immer noch nicht. Was bleibt mir da übrig, als die »seriösen« Themen zu wählen. Oder meinen Körper anzubieten. Meinen Körper? Was hat das jetzt schon wieder damit zu tun? In diese Richtung wollte ich doch gar nicht! Immer verselbständigen sich meine Gedanken, und ich komme nicht dazu, das zu erledigen, was ich mir vorgenommen habe.

Vorgenommen – vorgenommen ... Der erste Satz. Wie hieß der erste Satz? Die Panik schon wieder. Eben konnte ich es doch noch! Der erste Satz, der erste –

»Beziehungen.« Immerhin ein Wort. Sie schaut mich interessiert an, meine Therapeutin. »Meine« Therapeutin. Sie hat noch tausend andere. Aber diese 50 Minuten gehört sie mir!

Ich habe gesprochen! Das Räuspern war gar nicht nötig. Es ging auch so. Ich muß weitermachen. Sie erwartet das von mir. Ich bin doch sonst so gut im Erfüllen von Erwartungen! Dieser selbstzerstörerische Zynismus wird mir auch nicht helfen. Nichts und niemand kann mir helfen. Wieder einmal nur ich selbst.

»Wir haben doch ... Es ist schon eine Weile her, da haben wir ... , da haben Sie mich ... « Es geht nicht! Ich schaffe es nicht! Die Worte waren ganz anders. Ich kann mich nicht mehr erinnern!

Ich fixiere die Lichtstreifen am Himmel. Ein trügerischer Sonnenstrahl fällt durch das Fenster. Hagelkörner prasseln urplötzlich mit spitz donnernder Gewalt gegen die Scheibe. Ein Regenbogen! Jetzt müßte irgendwo ein Regenbogen zu sehen sein! Oder gibt's den nur bei Regen – nicht bei Hagel? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß so vieles nicht mehr! Meine Großmutter hätte es gewußt, ganz sicher.

Worauf lasse ich mich da ein? Ich habe hier eine Therapiesitzung, und wahrscheinlich ist sie schon halb vorbei, obwohl ich das ja nicht feststellen kann, weil ich keine Uhr trage. Schon halb vorbei, und ich habe noch keinen einzigen vernünftigen Satz zustande gebracht. Noch nicht einmal einen vollständigen!

»Wir haben doch schon einmal . . . Sie haben mich nach meinen Beziehungen gefragt.« Nur raus damit! Sie weiß es. Sie weiß alles. Ihr Gedächtnis ist sicher in Ordnung!

Sie nickt, schaut erwartungsvoll – aber nicht zu sehr, das könnte die Patientin unter Druck setzen! –, verlagert ihr Gewicht ein wenig. Ich wette, sie langweilt sich zu Tode! Ich bin eine langweilige Patientin; eine, die nicht viel redet und sich dann auch noch nebulös ausdrückt.

»Meine Beziehungen . . . Ich habe welche.« Wer bezweifelt das? Jeder Mensch hat Beziehungen! Und wenn sie noch so pervers oder absurd sind. Was redest du da für einen Stuss?

Sie ändert weder ihre Haltung noch ihren Gesichtsausdruck. Sie wartet ab. Wie immer.

»Ich meine, ich habe gewisse Beziehungen zu Frauen.« Nein! Was soll das? »Nein, ich meine, ich kann es nicht richtig ausdrücken. Ich will sagen, ich habe ausschließlich Beziehungen zu Frauen.« Na endlich! Der Strick um meinen Hals wird lockerer. Dafür klopft das Herz umso lauter und die Hitze, die mir in den Kopf gestiegen ist, wird mir bewußt.

»In jeder Beziehung?« Sie fragt es ganz sachlich, und dennoch wird mir karussellmäßig übel. Ich falle gleich in Ohnmacht!

»Ja.« Ich muß es zum Abschluß bringen, bevor ich umfalle.

»Dann würden sie sich als homosexuell bezeichnen?« Sie kennt zumindest ein Wort dafür!

»Nein, eigentlich eher . . . Na ja, ich mag das Wort nicht besonders und habe auch versucht, es zu vermeiden. Aber eigentlich würde ich eher sagen: lesbisch. Ich glaube, homosexuell mag ich noch viel weniger. Im Augenblick erscheint es mir entschieden das kleinere Übel, zu sagen, ich bin lesbisch.« Oh Himmel! So eine lange Rede, und jetzt habe ich doch alles ausgesprochen, wovon ich glaubte, ich würde es niemals über die Lippen bringen.

Homosexuell? Ha! Was ist das denn? Dann bin ich schon tausendmal lieber lesbisch!